

faulheit & arbeit

Wochenendbeilage der
Tageszeitung **junge Welt**
Sonnabend/Sonntag,
21./22. März 2009, Nr. 68

Souverän und integer: Staatspräsident Josip Broz »Tito« zu den Prinzipien des Vielvölkerstaates Jugoslawien – nach innen und außen Seite 3

FAZ und Haager Tribunal: Der Sieg des Westens gegen jugoslawische Unabhängigkeitskräfte soll seine rechtliche Bestätigung erhalten Seite 3

Belgrad im Frühling, gestern und heute: Zehn Jahre nach dem NATO-Krieg berichtet Tanja Djurovic aus Serbiens Hauptstadt Seiten 4/5

Balkanteller: Frei nach »My Big Fat Greek Wedding – Hochzeit auf Griechisch« bereitet Ina Bösecke für uns das Anoghia-Lamm zu Seite 8

Die Tageszeitung
junge Welt

Am 24. März 1999, vor zehn Jahren also, begann die NATO ihren Krieg gegen die Bundesrepublik Jugoslawien. Während sich viele erst im Zuge dieser Aggression der Problematik annahmen, sorgten Sie schon zu Beginn der Jugoslawien-Krise Anfang der 1990er Jahre mit kritischen Berichten für Aufsehen. Wie hat alles angefangen?

Während meines Slawistik-Studiums vor 40 Jahren verbrachte ich mehrere Monate in Jugoslawien. Als sich viele Jahre später die Krise abzuzeichnen begann, holte ich mir meine Informationen nicht aus den Medien oder offiziellen Nachrichten, sondern von den alten Freunden aus Jugoslawien. Mich interessierte, wie sie die Entwicklung einschätzten und die Lage beschrieben. Dabei begegnete mir viele verschiedene Ansichten, und ich versuchte, mir daraus mein eigenes Urteil zu bilden. Als Europa-Redakteurin der US-amerikanischen sozialdemokratischen Wochenzeitung *In These Times* hatte ich schon 1984 über die Gefahr einer Zersplitterung Jugoslawiens geschrieben. Der wiedererstarkende kroatische Nationalismus war mir dabei ebenso eine Warnung wie vor allem der Druck des albanischen Separatismus in der serbischen Provinz Kosovo, die ich schon als Studentin besucht hatte. All das war lange bevor Slobodan Milosevic in Serbien 1987 an die Macht kam – was übrigens nicht die Ursache, sondern eine Reaktion auf eben diese bestehenden Probleme war.

Sie haben einmal geschrieben, das ganze Bild über den Balkan-Konflikt stehe auf dem Kopf ...

Die vorherrschende Version, die sich über den Zusammenbruch Jugoslawiens durchsetzte, hat ihren Ursprung in den deutschen Medien. Nach und nach wurde sie von allen westlichen Medien und Politikern übernommen. Dabei hat die Meinungsmache der in Washington ansässigen Werbefirma »Ruder Finn« eine zentrale Rolle gespielt. Ihre Auftraggeber waren kroatische Nationalisten und die führende muslimische Partei in Bosnien. Die einfache und erfolgreiche Methode ihrer Propagandakampagne war es, etwas Kompliziertes, worüber die Öffentlichkeit nicht viel wusste, nämlich Jugoslawien, mit etwas zu vergleichen, was jeder kennt: Hitler und die Nazis. Die Serben wurden als »neue Nazis« bezeichnet, die vom »neuen Hitler«, Slobodan Milosevic, angeführt werden. Ein komplexer Bürgerkrieg in einem zerfallenden Staat wurde als eine Art »krimineller Anschlag« des »neuen Hitler« dargestellt, der einen Eroberungskrieg vom Zaun brach – in seinem eigenen Land. Dabei hat er Verbrechen begangen, die denen der Nazi glichen und schließlich zum »Völkermord« führten. Dieser groteske Vergleich hatte Erfolg und führte dazu, daß eine große Zahl naiver Journalisten, Kommentatoren, Politiker und »Menschenrechtsaktivisten« das Gefühl hatte, die Heldenkämpfe des Spanischen Bürgerkriegs oder der Widerstandsbewegungen der frühen vierziger Jahre erneut zu durchleben.

Und wie würden Sie gleichermaßen verkürzt dieses Bild korrigieren?

Diese Darstellung steht auf groteske Weise im Gegensatz zu der realen Situation



AP/ILICA BRUNO

»Der Haß auf dem Balkan wurde von außen gesät«

Gespräch ♦ Mit Diana Johnstone. Über antiserbische Propaganda und die Zersplitterung Jugoslawiens, den völkerrechtswidrigen Krieg der NATO und ihr Rechtfertigungstribunal in Den Haag

in Jugoslawien. Milosevic war zu keiner Zeit ein »Diktator«. Serbien spielte nicht die Rolle des »Eroberers«, sondern es war der historische Mittelpunkt Jugoslawiens. Die Führer Sloweniens und Kroatiens, der reichsten, nördlichen Republiken, strebten nach Abspaltung von den ärmeren Landesteilen, weil sie sich von der Perspektive der Aufnahme in die Europäische Gemeinschaft angetrieben fühlten. Die Serben waren in der Defensive. Administrative Grenzen aus der Tito-Zeit teilten Jugoslawien und teilten das serbische Volk in jene, die im Mutterland lebten, und die große Zahl derer, die in Kroatien und Bosnien lebten. Die Behauptung, Milosevic wollte ein »Groß-Serbien« errichten, wurde während des Prozesses gegen ihn vor dem Jugoslawien-Tribunal in Den Haag gänzlich widerlegt. Jugoslawien war bereits ein »Groß-Serbien«, nämlich in dem

Sinne, als daß alle Serben Bürger des gleichen Landes waren. Tatsache ist, daß die meisten in Kroatien und Bosnien lebenden Serben die Abspaltung von Jugoslawien schlichtweg nicht wollten. Es ist ironisch, daß gerade das eben wiedervereinigte Deutschland loszog, die Serben auseinanderzureißen, indem es ihr Land zerteilte.

Sie spielen darauf an, daß die deutsche Regierung unter Helmut Kohl (CDU) und Hans-Dietrich Genscher (FDP) eine Vorreiterrolle bei der Anerkennung Kroatiens einnahm. Viele behaupten, dieser Schritt hätte eine friedliche Lösung vereitelt und zum Krieg geführt.

Im September 1991 sagte der damalige deutsche Verteidigungsminister Rupert Scholz mit deutlichen Worten, daß die Anerkennung eines unabhängigen Sloweniens und Kroatiens den Jugoslawien-

Konflikt so verändern könnte, daß eine »internationale Sicherheitsverantwortung« entstünde, kurz: daß ausländische Kräfte, genauer die NATO, intervenieren könnten. Und tatsächlich zielte die Anerkennung darauf, den Konflikt zu internationalisieren, und nicht etwa darauf, ihn zu befrieden. Das erlaubte Deutschland, das Ziel zu erreichen, von dem Scholz offen sprach: die Folgen des Ersten Weltkriegs zu überwinden. Man rächte sich an Serbien für das, was 1914 bis 1918 geschah, und unterwarf Slowenien und vor allem Kroatien mit seinem wertvollen Zugang zum Mittelmeer deutschem Einfluß. Zuerst wollte kein anderes Land der Europäischen Gemeinschaft diese nicht ausgehandelte Anerkennung der Abspaltung unterstützen, doch Deutschland machte die Umsetzung des Maastricht-

Die Publizistin Diana Johnstone gilt als eine der führenden kritischen Balkanexpertinnen. Sie veröffentlicht regelmäßig im US-Politmagazin *Counterpunch*. Zu ihren Büchern zählt »Fools' Crusade: Yugoslavia, NATO and Western Delusions« (Pluto, 2002). Von 1979 bis 1990 war Diana Johnstone Europa-Redakteurin der US-Zeitung *In These Times*. Von 1990 bis 1996 leitete sie die Presseabteilung der Grünen im Europaparlament. Heute lebt die gebürtige US-Amerikanerin in Paris.

Fortsetzung auf Seite zwei O

Foto Seite 1: Vorbereitung auf den Kriegseinsatz – ein deutscher Soldat überprüft die Bewaffnung eines »Tornado«-Kampfflugs auf dem NATO-Stützpunkt San Damiano in Norditalien, von dem aus ab dem 24. März 1999 Angriffe auf Jugoslawien geflogen wurden

O Fortsetzung von Seite eins

Vertrages von der Kooperation der anderen Staaten in Sachen Jugoslawien abhängig.

Indem Politik und Medien hierzulande also zum dritten Mal im 20. Jahrhundert den »serbischen Feind« beschworen, wurde handfeste Interessenpolitik verfolgt?

Klar ist, daß die Realität sehr viel komplexer war als die von den Medien und der Politik kolportierte einseitige Sichtweise. Ich habe seit 1990 im Europaparlament gearbeitet, wo der Einfluß Otto von Habsburgs enorm war. Als Erbe des Throns des Österreichisch-Ungarischen Reichs, das Slowenien und Kroatien nach dem Angriff auf Serbien und dem Beginn des Ersten Weltkriegs verlor, hatte Habsburg seine ganz persönlichen Motive für eine Dämonisierung der Serben und die Förderung der Unabhängigkeitsbestrebungen Sloweniens und Kroatiens. Was mich vielmehr überraschte, war die Art, wie andere Mitglieder des Parlaments ihm ohne Zögern folgten. Die meisten Politiker wissen nicht viel über Geschichte und sind von einem wie Habs-

burg, der viele Sprachen beherrscht und gebildet ist, leicht zu beeindrucken. Am meisten überraschten mich, wie deutsche Journalisten das antiserbische Feindbild der beiden Weltkriege wieder aufleben ließen. Ich selbst wußte zuerst nicht, was ich denken sollte, doch eines war klar: Die Situation war nicht so einfach, wie sie dargestellt wurde, wenn es hieß, die Serben seien die bösen und alle anderen seien unschuldig.

Hat nicht auch Daniel Cohn-Bendit eine maßgebliche Rolle gespielt, als er 1994 ins Europäische Parlament einzog, kurz nachdem er sich für eine militärische Intervention zugunsten der bosnischen Muslime eingesetzt hatte?

Auf jeden Fall! Cohn-Bendit war der erste prominente Grüne, der nach einer Militärintervention gerufen hat. Joschka Fischer sagte später, es sei Dany gewesen, der ihn in dieser Frage maßgeblich beeinflusst habe. Aber natürlich paßte Fischer seine Haltung auch seinen Ambitionen an, Außenminister eines NATO-Staates zu werden. Cohn-Bendit jedenfalls gelang es, die Grünen auf Kriegskurs zu bringen. Und die Medien haben ihn dabei tatkräftig unterstützt. Cohn-Bendits Haltung wurde immer hofiert, während andere Positionen ignoriert wurden.

Von Beginn der jugoslawischen Bürgerkriege 1991 an gab es eine konzertierte Falschdarstellung von Medien und Politik. Welche Rolle spielten Nichtregierungsorganisationen (NGOs), die in der breiten Öffentlichkeit ja ein hohes Ansehen genießen. Inwiefern wirkten sie dabei mit, die Bevölkerungen im Westen im Falle Bosniens und Kosovos auf NATO-Kriegskurs zu bringen?

Heute sieht man klarer als damals, daß es den »humanitären Interventionisten« um eine Rettung und letztlich auch Stärkung der NATO ging, die man nach dem Kalten Krieg mit einer neuen Rolle ausstatten wollte. Jeden Tag werden in hochentwickelten Gesellschaften wie den USA und Deutschland Frauen mißbraucht und vergewaltigt. Während eines Bürgerkriegs kommt es immer vermehrt zu dem, was ich als »opportunistische Straftaten« bezeichnen würde, etwa Plünderungen, Vergewaltigungen, persönliche Racheakte. Im Falle des Krieges in Bosnien haben Menschenrechtsorganisationen und von der muslimischen Kriegspartei beauftragte Werbefirmen nur von serbischen Vergewaltigern gesprochen. Reporter haben diese Geschichten übernommen und konsequent alle Fälle ignoriert, in denen serbische Frauen Opfer von Vergewaltigung durch Kroaten oder Muslime wurden.

Organisationen wie Human Rights Watch und jene unter George Soros' Führung haben bei der Zerschlagung Jugoslawiens eine weithin unterschätzte Rolle gespielt. Nur wenigen ist bekannt, daß in den Führungsetagen dieser sogenannten Nichtregierungsorganisationen frühere Spitzenpolitiker der NATO-Staaten sitzen. Und bis heute sind diese NGOs in die westliche Balkanpolitik involviert.

Die Rolle der NGOs steht mit der in den letzten Jahrzehnten vorherrschend gewordenen Ideologie der extremen Marktfreiheit in Verbindung. Nach dieser Ideologie ist es respektabler, »regierungsunabhängig« zu sein, als mit der Regierung in Verbindung zu stehen. Der Witz ist, daß so, wie Regierungen den Kapitalismus auf verschiedene Weise stützen, die »Nichtregierungsorganisationen« tatsächlich von Regierungen finanziert werden und eine ihnen genehme Politik betreiben. Tatsächlich sind diese »Nichtregierungsorganisationen« so undemokratisch wie private Unternehmen. Die Bevölkerung hat über sie keinerlei Kontrolle. Sie porträtieren sich als Experten moralischer

Werte wie »Menschenrechte«. So können sie noble Werte für ihre Machtpolitik ausbeuten. In Frankreich hat die von Bernard Kouchner gegründete Organisation »Médecins du Monde«, die Medizin an Arme verteilen soll, Millionen für eine Plakatkampagne ausgegeben, in der die Serben als Nazis gebrandmarkt wurden – um nur ein Beispiel der endlosen Liste zu nennen, wo NGOs politische Propaganda machten.

Warum hat die westliche Linke beim Thema Jugoslawien weitgehend versagt?

Die Haltung der Linken war eine Schande. Den Ursprung des Problems sehe ich darin, daß sich eine Ideologie durchgesetzt hat, die 1968 ihren Ursprung hatte, wonach die individuelle Selbstverwirklichung über die soziale Gerechtigkeit gestellt wird. Dieser Wandel hat einen neuen moralischen Rahmen gesetzt, in dem Opfer ökonomischer Ausbeutung nicht mehr interessierten und man die Sympathie statt dessen auf »Opfer von Menschenrechtsverletzungen« in anderen Ländern richtete, vor allem aus jenen Ländern, die einige Reste des real existierenden Sozialismus bewahrten. Die Linke hörte auf zu denken und begann zu fühlen – Empörung zu fühlen in einem dualistischen Rahmen von Gut und Böse. Die zentralen ökonomischen Ursachen der jugoslawischen Krise wurden völlig ausgeblendet. Statt die Problematik zu sehen, daß die reichen Republiken Slowenien und Kroatien der IWF-initiierten Schuldenfalle entkommen wollten, malte man ein Bild vom bösen Serben, der für alles verantwortlich zu sein hat. Dieser Infantilismus hat die Linke infiziert.

Das von Ihnen eingangs geschilderte falsche Bild über den Balkan-Krieg hält sich bis heute unangefochten. Als Kritiker wird man oft mit dem Verweis auf Srebrenica und das Urteil des Jugoslawien-Tribunals, das die Geschehnisse dort als Völkermord wertet, unsachlich diffamiert. Wie erleben Sie das? Haben Sie den Eindruck, daß es gelungen ist, am Bild zu rütteln?

Wer die von den mächtigsten Staaten und Medien mit großer Intensität und Schlagkraft verbreitete Version der Wahrheit herausfordert, sollte geduldig sein. Das Problem ist nicht nur, daß Regierungen die jugoslawische Tragödie zu ihren eigenen politischen und strategischen Zielen ausgenutzt haben. Das eigentliche Problem ist, daß Millionen Menschen diese dramatische Geschichte der bösen Serben, die ethnische Säuberungen begingen und Unschuldige abschlachteten, geglaubt haben und ihre eigenen Emotionen in dieses Bild investierten. Ich denke nicht, daß ich es noch erleben werde, daß sich die Wahrheit durchsetzt. Doch bis dahin werde ich mich nicht davon abhalten lassen, auch nicht von einem möglichen neuen europäischen Gesetz, das das »Leugnen oder Verharmlosen eines Völkermords« unter Strafe stellt, zu glauben, daß einer keinen »Völkermord« verübt, der Frauen und Kinder mit Busen in Sicherheit bringen läßt, wie es die bosnischen Serben in Srebrenica getan haben.

Welche Rolle spielt das Ad-hoc-Tribunal der Vereinten Nationen in Den Haag bei der Aufrechterhaltung der Propagandaversio? Es wurde immerhin von den USA und Deutschland initiiert, die schon damals am meisten in den blutigen Krieg verstrickt waren.

Einige an der Gründung dieses Gerichts beteiligte US-Amerikaner haben zugegeben, daß man mit dem Tribunal ein Instrument schaffen wollte, mittels dem man die Serben politisch unter Druck setzen konnte, etwa durch die Androhung oder Erhebung von Anklagen. Das Tribunal wurde zum maßgeblichen Pro-

pagandainstrument zur Verteidigung der NATO-Version des Krieges 1999 und um Serbien scheinbar endlos unter Druck setzen zu können. In den Anklageschriften hallen die NATO-Fiktionen wider, die jede serbische Selbstverteidigung als Teil eines sogenannten »gemeinschaftlichen kriminellen Unternehmens« sehen. Die wenigen Anklagen, die das Tribunal gegen Nicht-Serben erhoben hat, sollen offenbar die Unparteilichkeit des Tribunals zeigen. Dabei beweisen sie das Gegenteil. Der muslimische Kriegsherr aus Srebrenica, Naser Oric, der sich vor Journalisten mit Bildern von abgeschlachteten Serben brüstete, wurde erst viele Jahre später angeklagt, allerdings nie für die schlimmsten Verbrechen, die er begangen hat. Am Ende wurde er sogar freigesprochen. Dem berüchtigten kosovo-albanischen Clanführer und UCK-Führer Ramush Haradinaj wurde während seines Prozesses Freigang gewährt. Er konnte zurück ins Kosovo reisen, worauf es zu zahlreichen massiven Drohungen gegen Zeugen der Anklage kam.

Zeugen im Haradinaj-Prozess wurden nicht nur eingeschüchtert, sondern ermordet.

In der Tat. Und trotz alledem hat das Tribunal Haradinaj freigesprochen. Andere bekannte Serbenkiller wurden nicht einmal angeklagt. Das Tribunal führt politische Schauprozesse, die im Falle von nicht-serbischen Beschuldigten eine miserable Anklage führen. Die Prozeßführung ist überhaupt ein Skandal. Doch wie fehlerhaft und ignorant das Tribunal ist, seine Arbeit dient der Aufrechterhaltung des Märchens, der Jugoslawien-Konflikt sei ein Resultat serbischer Aggression gewesen und der NATO-Krieg gegen Serbien, im Zuge dessen die Infrastruktur des Landes zerstört, hilflose Zivilisten getötet und das Kosovo faktisch abgetrennt wurden, sei gerechtfertigt gewesen. Das Tribunal ist eine böse Korruption der Rechtsprechung – das sollte jeden in Alarm versetzen, der für Recht und Gesetz eintritt.

Warum bleibt Jugoslawien ein Thema, das Sie bis heute nicht losläßt?

Mir wäre es lieber, ich könnte das alles Jüngeren überlassen. Künftig möchte ich mich gerne mit dem weiteren Kontext der Jugoslawien-Tragödie befassen. Also mit der NATO-Erweiterung, der Untertänigkeit der EU gegenüber der NATO und vor allem der aggressiven Einkesselung Rußlands – was alles darauf abzielt, die EU im von den USA angeführten westlichen »Lager« zu verankern und eine friedliche Partnerschaft mit Rußland, die für die USA das Einbüßen ihrer Vorherrschaft bedeuten könnte, zu unterbinden. Die Dominanz über die EU und die NATO-Erweiterung sowie die Isolation Rußlands gehören zu den von Zbigniew Brzezinski beschriebenen Zielen der USA. Diese geopolitische Kontrolle war der wirkliche Grund für den NATO-Angriff auf Jugoslawien vor zehn Jahren, nicht der Einsatz für »Menschenrechte«.

Wie wird es weitergehen mit »Jugoslawien«?

Mich besorgt am meisten die Perspektive der jungen Generation von Serben, die sich danach sehnen, »Teil von Europa« zu sein. Das verführt sie dazu, die Lügen über ihr Land entweder zu schlucken oder völlig zynisch zu werden. Obwohl das zu diesem Zeitpunkt unmöglich erscheint, liegt die größte Hoffnung für die Serben, Muslime und Kosovo-Albaner darin zu erkennen, daß sie von ausländischen Kräften mißbraucht und gegeneinander ausgespielt wurden, damit diese ihre eigenen geopolitischen Interessen durchsetzen konnten. Der Haß wurde von außen gesät. Die Versöhnung der Völker des Balkan ist die Bedingung für ihre wahre Unabhängigkeit.

Das Gespräch führte Cathrin Schütz

PETER HACKS

Zum 81. Geburtstag des Klassikers

ARGOS

Mitteilungen zu Leben, Werk und Nachwelt des Dichters Peter Hacks

Heft 4 soeben erschienen:
Erstdruck: Dieckmann / Irmer
EIN GESPRÄCH MIT PETER HACKS
IM JAHR 1974
160 S., 14,90 EUR
Abo 10,90 EUR, ISSN 1865 - 049X

Ronald Weber
PETER-HACKS-BIBLIOGRAPHIE 1949–2007
268 S., 24,90 EUR

Marco Tschirpke
DER HIMMEL IST VOLL DAMPF
Tschirpke singt Hacks
Audio-CD, 14,90 EUR

In Vorbereitung:
Annette Lose
PETER-HACKS-VERTONUNGEN
Herbst 2009, Subskription 14,90 EUR

Felix Bartels
DIE LANDKARTE UND DIE LANDSCHAFT
Aufsätze zu Peter Hacks, Herbst 2009,
Subskription 14,90 EUR

Die letzten Exemplare!
Manfred Salow
PETER HACKS BÜSTE
Kaltbronze auf Natursteinsockel.
Exklusive Künstleredition, 299 EUR

Bitte fordern Sie unseren Katalog an:

VAT

VERLAG ANDRE THIELE
Postfach 4105 / 55031 Mainz
www.vat-mainz.de

Souverän und integer

Staatspräsident Josip Broz »Tito« zu den Prinzipien des Vielvölkerstaats Jugoslawien – nach innen und nach außen

Jugoslawien hat der freundschaftlichen Zusammenarbeit und den guten Beziehungen mit allen benachbarten Ländern gemäß den Prinzipien der Gleichberechtigung, Souveränität und territorialen Integrität sowie der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten stets große Bedeutung beigemessen. Eine solche Zusammenarbeit war beiderseits nützlich. Wir sind überzeugt, daß es im gemeinsamen Interesse aller Länder und Völker die-

Marxisten ♦ Josip Broz »Tito«

ses Raumes ist, auf der Grundlage der erwähnten Prinzipien ständig zu einer solchen Entwicklung beizutragen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen in dieser Hinsicht auch die nationalen Minderheiten, natürlich unter der Bedingung, daß ihre Rechte geachtet werden, daß sie ihre nationale Identität, Sprache, Kultur und ihre Bräuche pflegen und entwickeln können. Die Tatsache, daß sie im Laufe der historischen Entwicklung von ihrer Gemeinschaft getrennt leben, dürfte keinesfalls zum Negieren ihrer nationalen und ethnischen Zugehörigkeit ihrer Sprache und Kultur, vor allem aber nicht zu ihrer Assimilierung durch die Nation führen, deren Staatsgebiete sie jetzt bewohnen.

Wir sind stets von dem Standpunkt ausgegangen, daß die nationalen Minderheiten Brücken sind, die die Völker einander näherbringen sollen, die zur Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen den Ländern ihrer nationalen Zugehörigkeit und jenem, das jetzt ihre Heimat ist, beitragen sollen. Wir sind immer von der Anerkennung des Rechtes eines jeden Volkes auf seine nationale Identität und der Durchsetzung seines Wesens ausgegangen. Indem wir jedem von unseren Völkern und jeder von unseren Völkerschaften volle Gleichberechtigung und freie allseitige Entwicklung sicherten,



haben wir die Einheit unseres Landes und die Brüderlichkeit unserer Völker gefestigt und haben damit zu unserer Zusammenarbeit mit den benachbarten Ländern beigetragen. (...)

Die ganze Nachkriegsentwicklung zeigt, daß der Kampf für gerechtere internationale Beziehungen auch den

Kampf für die Befreiung der Werktätigen und der Völker von allen Formen der Ausbeutung und Ungleichberechtigung beinhaltet. Für die Menschheit und ihren Fortschritt gibt es keine andere Alternative als die konsequente Anwendung der aktiven friedlichen Koexistenz in den Beziehungen zwischen allen Län-

dern. Darunter ist die Notwendigkeit zu verstehen, daß nicht nur militärische Konfrontation, sondern auch jede Art der Vorherrschaft und das Recht des Stärkeren völlig auszuschließen sind. Es gibt keinen stabilen Weltfrieden und keine Sicherheit, solange die Entspannung nicht alle Regionen der Welt erfaßt und solange nicht alle Länder an der Lösung grundlegender internationaler Probleme gleichberechtigt teilnehmen. Jedes Land hat nämlich das Recht und die Pflicht, in Zusammenarbeit mit anderen Ländern seinen Teil der Verantwortung für die Wahrung des Friedens und den Fortschritt der internationalen Gemeinschaft zu übernehmen, was auch für seine eigene Unabhängigkeit von lebenswichtigem Interesse ist.

Als aktiver Teilnehmer am internationalen Leben blieb unser sozialistisches nichtpaktgebundenes Land den Prinzipien treu, für die wir uns schon im Volksbefreiungskampf entschieden haben. Die Außenpolitik Jugoslawiens beruht auf den gleichen Grundlagen wie unser sozialistisches Selbstverwaltungssystem. Sie ist einheitlich, weil sie die Interessen all unserer Völker und Völkerschaften, all unserer Werktätigen zum Ausdruck bringt. An ihrer Ausarbeitung und ihrer Durchführung beteiligen sich alle unsere Republiken und Gebiete sowie alle anderen Subjekte unserer Gesellschaft.

Nicht nur einmal waren wir Pressionen ausgesetzt, die uns von der Politik, die wir befolgen, abdrängen oder sie verändern sollten. Solchen Bestrebungen konnten wir uns stets widersetzen, weil wir einheitlich und bereit waren, unsere Unabhängigkeit zu verteidigen. So wird das auch in Zukunft sein. Es soll sich niemand mit vergeblichen Hoffnungen tragen, daß Jugoslawien anders werden könnte. Gerade so, wie es ist, dient das unabhängige sozialistische und nichtpaktgebundene Jugoslawien am besten den Interessen des Friedens und Fortschritts in der Welt.

Josip Broz »Tito«: »Wir sind immer von der Anerkennung des Rechtes eines jeden Volkes auf seine nationale Identität und der Durchsetzung seines Wesens ausgegangen.«

Josip Broz »Tito«, 27. Mai 1974, Referat auf dem X. Parteitag des Bundes der Kommunisten Jugoslawiens in Belgrad. In: Ausgewählte Reden, Dietz Verlag Berlin 1976

In Den Haag, Schauplatz des illegalen Tribunals für das ehemalige Jugoslawien, ist der Krieg noch nicht zu Ende. Der Sieg des Westens über die jugoslawischen Unabhängigkeitskräfte soll noch seine rechtliche Bestätigung erhalten. Den High-Tech-Hunnen verlangt es nach moralischer Anerkennung und Deutungshoheit über die Geschichte. Eine von den Aggressoren hergestellte »Gerichtsbarkeit« hat den Aggressionsopfern die Schuld zuzuweisen. Die Anklageerhebung erfolgte im Mai 1999 – mitten im Angriffskrieg der NATO gegen das damalige Jugoslawien.

Der von den USA unterhaltene gewaltige Justizapparat in Den Haag konzentrierte seine ganze Kraft auf die Verurteilung des ehemaligen jugoslawischen Präsidenten Slobodan Milosevic. Der Prozeß begann im Februar 2002 und endete mit dem Tod des Angeklagten im März 2006. Der Anklage und offen parteiischen Richtern war es in vier Jahren nicht gelungen, die politische, moralische und intellektuelle Integrität des Vorverurteilten auch nur zu beschädigen. Der Angriff auf seine Gesundheit aber bedeutete das Todesurteil.

Nicht ein einziges der Milosevic zur Last gelegenen Verbrechen konnte bewiesen werden. Der Prozeß brachte vielmehr eine Fülle von Lügen, Ungereimtheiten

Der Schwarze Kanal ♦ Von Werner Pirker

Tonnenideologie

und falschen Zeugenaussagen zutage, was sich freilich weitgehend jenseits der öffentlichen Wahrnehmung vollzog. Als der Jahrhundertprozeß zum Jahrhundertflop zu werden drohte, versagte das Herz des Angeklagten – ein Schelm der Böses dabei denkt. Es wäre nicht das erste »Gottesurteil« gewesen, dem etwas nachgeholfen werden mußte.

Das sieht Michael Martens in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* natürlich ganz anders. Er schreibt: »Als Slobodan Milosevic im März 2006, kurz vor dem absehbaren Ende seines Prozesses, in einer Haager Gefängniszelle an Herzversagen starb, herrschte unter den Opfern seiner Politik Niedergeschlagenheit. Durch den Todesfall stand fest, daß der ehemalige Serbenführer zumindest juristisch nur als mutmaßlicher Kriegsverbrecher in die Geschichte eingehen würde – als Angeklagter; nicht als Verurteilter.« Mehr war eben nicht zu haben. Ein toter Milosevic und ein rechtmäßig verurteilter Milosevic.

Das ficht einen, der sich seiner Deutungshoheit sicher ist, nicht weiter an.

Er läßt die rechtmäßige Verurteilung des »Serbenführers« doch noch stattfinden. So las man am 7. März in der Zeitung für Deutschland: »Am Donnerstag vergangener Woche haben die überlebenden Opfer des Belgrader Gewaltherrschers nun jedoch späte Genugtuung erfahren. Fast drei Jahre nach seinem Tode ist Slobodan Milosevic vom Haager Tribunal für das ehemalige Jugoslawien doch noch als Kriegsverbrecher verurteilt worden. Juristisch hat diese Feststellung zwar keinen Bestand, doch politisch kommt der Freispruch des ehemaligen serbischen Präsidenten Milan Milutinovic einer Verurteilung Milosevics gleich. Milutinovics Befreiung von den Vorwürfen der Haager Anklagebehörde ist auch ein Schuldpruch gegen dessen Amtsvorgänger.«

Der FAZ-Mann reagiert wie (von der Haager Anklagebehörde) aufgezogen. Genau so wollte man den Freispruch für den serbischen Expräsidenten interpretiert wissen. Milosevic war schuldig, weil Milutinovic unschuldig ist – logisch, oder? Auch wenn – aus Den Haager Sicht – einiges dazu gehört, den damaligen Prä-

sidenten Serbiens, dem immerhin die zur Terrorbekämpfung eingesetzten serbischen Polizeieinheiten unterstanden, als Unschuld vom Lande erscheinen zu lassen. Um alle Schuld einem Toten anzulasten, dem, als er noch lebte, Tonnen von »Belastungsmaterial« nichts anhaben konnten, weil sich daraus kein einziger gegen ihn und seine Sache gerichteter Vorwurf erhärten ließ.

Doch Michael Martens hält unbeirrbar an der Den Haager Tonnenideologie fest. Stolz vermerkt er, daß fast 250 Zeugen vernommen und mehr als 4300 Beweisstücke zugelassen worden seien. Um den endgültigen Beweis dafür zu erbringen, daß Milan Milutinovic nichts und Slobodan Milosevic alles zu sagen gehabt habe. Es gab freilich keinen Milosevic mehr, der falsche Zeugenaussagen widerlegen hätte können. Und Milutinovic dürfte wohl kein Interesse daran gehabt haben, den Wahrheitsgehalt der ihn entlastenden Aussagen in Frage zu stellen.

Das Urteil, behauptet der FAZ-Mann, trete überzeugend »der absurden Legende« entgegen, »die Albaner seien nicht vor der serbischen Soldateska, sondern vor den Bomben der NATO geflohen«. Womit der humanitäre Charakter des NATO-Bombenkrieges gegen alle Bewohner Jugoslawiens zweifelsfrei bewiesen wäre.

Der Sieg des Westens über die jugoslawischen Unabhängigkeitskräfte soll noch seine rechtliche Bestätigung erhalten. Den High-Tech-Hunnen verlangt es nach moralischer Anerkennung und Deutungshoheit über die Geschichte. Eine von den Aggressoren hergestellte »Gerichtsbarkeit« hat den Aggressionsopfern die Schuld zuzuweisen. Die Anklageerhebung erfolgte im Mai 1999 – mitten im Angriffskrieg der NATO gegen das damalige Jugoslawien.



AP. Selbstbewußt und siegessicher – serbische Mädchen auf einem Anti-NATO-Konzert im Zentrum von Belgrad während des Krieges (4. April 1999)

Belgrad im Frühling

Zehn Jahre nach dem NATO-Krieg gegen Jugoslawien: Ein Streifzug durch Serbiens Hauptstadt. Von Tanja Djurovic

Der Frühling kam in diesem Jahr schon zeitig nach Belgrad und brachte den gleichen dumpfen Schmerz mit sich, den die Völker des Balkan seit Generationen kennen und mit dem sie zu leben gelernt haben. Er ist ihnen so vertraut wie der Duft der Akazienbäume in der Blütezeit und das Spiel des Sonnenlichts auf der Donau. Frühling ist gleichbedeutend mit Krieg. Einem vergangenen oder einem, der noch kommt.

Jede Generation hatte unter einem Krieg zu leiden, zumindest einmal in ihrem Leben. So erging es auch mir im Frühjahr 1999. Zehn Jahre später stehe ich in der Märzsonne vor der Kalemegdan-Festung, schaue zu, wie Donau und Save sich vereinigen, atme tief durch, und meine Gedanken gehen zurück.

Ich erinnere mich an das nächtliche Heulen der Luftalarmsirenen und an das groteske Feuerwerk, das darauf unausweichlich folgte. Ich erinnere mich an den hohen Pfeifton der Tomahawk-Raketen, und schon allein das läßt mir die Haare zu Berge stehen. Doch am besten erinnere ich mich an die Wut darüber, was uns angetan wurde. Sie ließ mich die Angst weniger spüren.

Am 24. März 1999 begann die NATO mit ihren Bombenangriffen gegen die souveräne Bundesrepublik Jugoslawien, die bis zum 10. Juni (78 Tage und Nächte) andauerten und sowohl militärische als auch zivile Ziele ins Visier nahmen. Die Bomben zerstörten die zivile und ökonomische Infrastruktur des Landes, machten fast eine Million Kinder, Frauen und Männer aller hier lebenden Nationalitäten zu Flüchtlingen und Vertriebenen und töteten viele Menschen – über deren Zahl bis heute, zehn Jahre danach, gestritten wird.

Brachten die NATO-Bomben den Völkern Jugoslawiens Freiheit und Frieden? Brachten sie Demokratie und wirtschaftlichen Wohlstand, eine freiheitliche Staatsführung und ihre Akzeptanz durch die »internationale Gemeinschaft«? Gerieten dadurch die Mißstände der Vergangenheit in Vergessenheit, heilten alte Wunden und reichte man sich freundschaftlich die Hände? War danach alles besser?

Gehen Sie mit mir ein paar Schritte die Belgrader Kneza-Milosa-Straße hinunter. Der Boden, auf dem Sie sich bewegen, ist nicht mehr jugoslawisch. Die Republik Jugoslawien wurde 2003 offiziell abgeschafft. Sie befinden sich nun in Serbien. Einige der Gebäude zur Rechten und zur Linken sind immer noch vom Brand gezeichnet oder zerstört. Wir gehen über eine der wenigen Straßen, in denen man die von den NATO-Bomben angerichteten Zerstörungen sehen kann. Fast täglich steht hier eine Gruppe von Flüchtlingen aus dem Kosovo an einer Straßenecke. Sie klammern sich an Plakate, auf denen sie Auskunft verlangen über das Schicksal ihrer vermißten Söhne, Töchter und Eltern. Seit zehn Jahren stehen sie an dieser Ecke und stellen unaufhörlich die gleiche Frage.

2008 hat Kosovo einseitig die Unabhängigkeit von Serbien erklärt, und die USA und die Mehrheit der EU-Staaten haben das begrüßt, den neuen Staat umgehend anerkannt. 300 000 Serben und Menschen anderer nationaler Minderheiten ist es innerhalb eines Jahrzehnts nicht gelungen heimzukehren in dieses Gebiet, und sie werden es auch weiterhin nicht schaffen. Die Zahl der Nichtalbaner, die immer noch in der serbischen Provinz leben und sich weigern, sie zu verlassen, sich angesichts der Einschüchterungen geschlagen zu geben, wird von Jahr zu Jahr kleiner.

Gehen Sie noch etwas weiter die Straße hinunter, machen Sie einen Schwenk nach rechts zu der Kreuzung, an der das Gebäude der Nationalversammlung steht. Es sind keine Spuren mehr davon zu sehen, daß es ausgebrannt war, nachdem es im Oktober 2000 während der sogenannten Bulldozer-Revolution und dem vom Westen orchestrierten Sturz der Regierung von Slobodan Milosevic in Brand gesetzt worden war.

Wenn Sie weitergehen, erreichen Sie den größten Platz im Zentrum der Stadt, den Trg Republike. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich dort in jener Oktobernacht stand und ungläubig staunte, als Vojislav Kostunica sich auf einer improvisierten Bühne zum neugewählten und vom Westen anerkannten Präsidenten erklärte und versprach, das düstere Schicksal Jugoslawiens und seiner Bürger zu wenden.

Im nachfolgenden Jahrzehnt wurden Serbien und seine wechselnde und immer instabile Führung allen Arten inneren und äußeren Drucks unterworfen. In ihrem Bemühen, es sowohl ihrem verstimmtten Volk als auch ihren westlichen Verbündeten recht zu machen, sind die serbischen »Demokraten« von einem Fehler in den nächsten hineingestolpert – und gaben die Schuld für die vermasselten ersten fünf Jahre dem »früheren Regime«. Danach machten sie sich gegenseitig Vorwürfe.

Die Verhaftung und anschließende Auslieferung von Slobodan Milosevic im März 2000 an das Haager Tribunal, wo er nach fünf Jahre währenden erfolglosen Versuchen, ihm wegen Kriegsverbrechen den Prozeß zu machen, starb, war das erste Eingehen der serbischen Regierung auf eine lange Kette von Forderungen des Westens. Die Auslieferung des bosnischen Führers Radovan

Karadzic im Juni 2008 an dasselbe Gericht macht deutlich, daß diese Entwicklung noch lange nicht am Ende ist.

Fügen wir all dem den ökonomischen Druck eines kompletten Wechsels hinzu, den Verlust Kosovos, die Unzufriedenheit von Menschen, die sich um ihre Hoffnungen betrogen fühlen – schließlich wurde ihnen wieder die Rückkehr zu einem normalen Leben versprochen und weisgemacht, daß es sich lohne, der EU beizutreten –, das Gesamtbild in diesem Frühjahr sieht sehr düster aus.

Serbien ist geworden, was Milosevic so lange zu verhindern suchte – eine Bananenrepublik mit einer Marionettenregierung, die auf Gedeih und Verderb ausländischen Investoren, Plünderern und Kredithaien ausgeliefert ist. In dieser Woche haben Verhandlungen mit dem Internationalen Währungsfonds über einen Kredit in Höhe von zwei Milliarden Euro begonnen, und dies ist keineswegs das erste Mal, daß wir mit aufgehaltener Hand auf den IWF zugegangen sind.

So schwierig die Situation auch sein mag, fällt es dennoch schwer, sich völlig niedergeschlagen zu fühlen, wenn man in diesem Jahr in die Märzsonne hinaustritt. Wie eh und je sehe ich Belgrad voll pulsierenden Lebens, unverändert nach all diesen Jahren, ich sehe junge Paare, die Hand in Hand zum Flußufer spazieren, um zu sehen, ob die Wasser noch immer fließen. Einige von ihnen waren vor zehn Jahren noch Kinder, aber ich weiß genau, daß auch sie sich erinnern. Ich frage mich, was die Zukunft ihnen und unserem Land bringen mag. Frage mich, ob sie stark und entschlossen genug sind, diese Zukunft selbst zu gestalten.

◆ Übersetzung aus dem Englischen: Jürgen Heiser



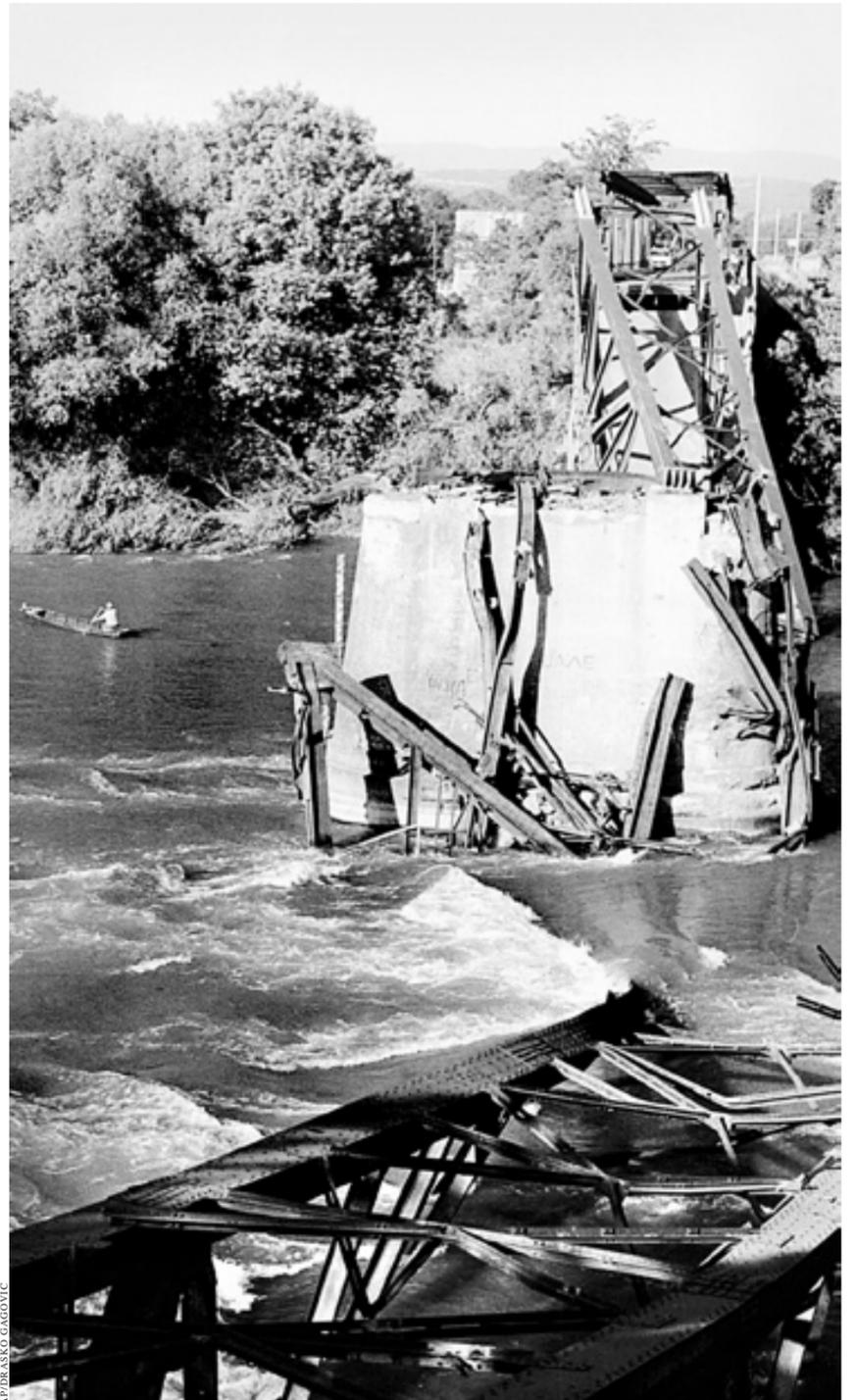
AP/SRDJAN ILIC

In Brand gebombt – Jugendliche schauen von der Belgrader Altstadt aus auf das Usce-Hochhaus an der Save (21. April 1999)



AP

Zwei seiner Enkelkinder starben durch den NATO-Angriff – Dragutin Ivanovic in Rajla südlich von Belgrad vor seinem zerstörten Haus (27. Mai 1999)



AP/DRASKO GAGOVIC

Die bombardierte Brücke von Varvarin – Hinterbliebene und damals Verletzte fordern bisher vergeblich vom NATO-Mitglied Deutschland Schmerzensgeld (30. Mai 1999)



W/RÜDIGER GOBBEL

Prowestliche Propagandaeinrichtungen und Firmenvertretungen aus NATO-Staaten kenntlich gemacht – Fußgängerzone in Belgrad während des NATO-Krieges



Die Krakauer Dichter

Von Timo Berger

Timo Berger, geboren 1974 in Stuttgart, verbrachte ein Jahr in Kraków. Er nahm sich zwar fest vor, glücklich zu sein. Aber es gelang ihm nicht. Heute blickt er mit Wohlwollen auf seine Krakauer Zeit zurück. Fast hätte er dort einen wirklichen Freund gefunden: Lothar Quinkenstein.

Von meinem Freund Lothar Quinkenstein stammt der Gedanke, bei den Krakauer Dichtern handele es sich in Wirklichkeit um schlecht bezahlte Komparsen. Meinen Freund Quinkenstein, der in seiner Krakauer Zeit bisweilen an einer unvorhersehbaren Verschlechterung des Gehörsinns litt und deshalb genötigt war, seinem Gegenüber wie ein Taubstummer von den Lippen abzulesen, traf ich für gewöhnlich im Café Dym, einer dunklen und verrauchten Destille in der Straße des »Ungläubigen Tomas«. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, immer ein wenig früher als zu der verabredeten Zeit am Treffpunkt zu erscheinen, um mir das Spektakel seiner Ankunft nicht entgehen zu lassen. Quinkenstein kam auf seinen langen, schlaksigen Beinen, die nur ungenügend von einer fast durchsichtigen Stoffhose verhüllt waren, durch die Tür gepoltet; eine motorische Ungelenktheit, die in harschem Gegensatz zu dem Eindruck seiner filigranen, fast damenhaft eleganten Finger stand. Mit diesen streichelte er liebevoll – er war Schrift-

steller und Lithograph – über die Manuskriptseiten, die sich auf dem Sekretär in seinem Arbeitszimmer stapelten und darauf warteten, »von ihm noch ein letztes Mal durchgesehen zu werden« – wie er sich ausdrückte. Quinkensteins feinsinniger, aber durch nichts und niemanden einzuschüchternder Bleistiftsprang von Absatz zu Absatz, verhartete manchmal über einer Wortkaskade und kringelte in konzentrischen Kreisen ihm noch ungenügend erscheinende Stellen kategorisch ein. Der Rhythmus, pflegte Lothar zu sagen, ist das Wichtigste beim Schreiben. Heute habe ich nur gestrichen, Pausen gesetzt und Kommata mit Bedacht verschoben, entließ er schnaubend in meine Richtung, während sich sein erhobener Zeigefinger daran machte, einen wohl temperierten Kirschwodka in doppelter Maßeinheit zu bestellen. Wollen Sie auch einen?, fragte er mehr aus Anstand als aus echter Bereitschaft, mir durch die Unbilden der ausschließlich auf Polnisch verfaßten Getränkekarte zu helfen.

Das Café Dym, eine legendäre Institution im Krakauer Nachtleben, unweit des

Rynek, war voller als sonst am Wochentagen: eine Gruppe laut mit den Hufen scharrender Briten drängelte sich um die verspiegelte Bar, auf der Galerie stanzten verliebte Pärchen Herzen in das auf den rustikalen Holztischchen verschüttete Kerzenwachs, und im schiefen Winkel hinter dem Eingang hatten Lothar und ich noch ein Plätzchen ergattern können, einen wackligen Tisch, der auf einer leichten Erhebung, einer gezimmerten Empore stand, und nur deshalb nicht umkippte, weil Lothar, nachdem er mir aus dem Lodenmantel geholfen hatte, seinen italienisch geschwungenen Lederschuh beherzt unterschob. Rings um uns saßen gotisch verkleidete Männer mit nach oben toupierten Strähnen, viele von ihnen hatten ihren Bierhumpen zur Seite gerückt, um Platz für ihre zerfledderten Kladden zu machen. Nie sah ich mehr Leute in dunklen Cafés und Kneipen schreiben wie in Kraków. Oft sprachen Lothar und ich mit ernster Mine über die Allgegenwart der sensiblen Dichtkunst. Bis wir beide in Lachen ausbrechen mußten, und meine Rolle war es dann zu sagen: Aber Lothar, die Liebe der Polen für dunkle Räume – selten war eine Bar mit mehr als einer Handvoll flackernder Kerzen beleuchtet –, und ihre Liebe zu schwülstiger Poesie stünden sich keinesfalls im Wege, ja, vielmehr gingen sie im Einklang miteinander. Was mag bei diesem Schreiben mehr herauskommen als eine gekrakelte Ode an die Trunkenheit, die sich am nächsten Tag kaum mehr entziffern ließe, ein Vierzeiler, dessen Versmaß mit den Bierbestellung vollendet harmoniere.

Lothar verstand meinen letzten Satz nicht, bat mich, ihn Wort für Wort zu wiederholen. Hick. Ich sah, wie er seine Augen mühsam zusammenkniff, wie er sich über den Tisch zu mir beugte, mir so nahe kam, daß er mir fast in die Lippen beißen konnte. Ehrlich gesagt, kein unangenehmes Gefühl, sein Gesicht an meinem zu spüren, doch wir waren in Polen, die Leute starrten schon auffällig zu uns herüber, und ich war kurz davor, hysterisch aufzufahren, aber Lothar, was machen Sie denn da, als mir wieder einfiel, daß er gesagt hatte, sein Gehörsinn habe sich in den letzten Tagen – ganz sicher des unerwarteten Wetterumschwungs wegen – außer der Reihe verschlechtert. Wenn es so weiter geht, sagte Quinkenstein, in seine ursprüngliche Sitzposition zurückfedernd, werde er noch taub werden in dieser Stadt, eine bittere Ironie, vernehme man doch hier selbst zu Hauptverkehrszeiten noch das leise Magengrummen der auf Engelsfüßen durch die Stadt eilenden Passanten. Daß man aber, obgleich der Leichtigkeit ihres Schritts, dennoch allenthalben mit ihnen zusammenstoße – in ihrer Selbstgenügsamkeit wichen sie Entgegenkommenden grundsätzlich nicht aus –, stünde auf einem anderen Blatt ...

Die Krakauer Dichter hingegen, die meisten schlecht zu Fuß, einige von den Spätfolgen der Kinderlähmung gezeichnet, sind in Wahrheit Komparsen, behauptete Quinkenstein bestimmt. Stundenweise seien sie unter Vertrag genommen vom Fremdenverkehrsamt, damit sie im Sommer auf den öffentlichen Plätzen, der Planty und den Ryneks, bei widrigem Wetter in den Cafés ihre Kunststückchen vorführten. Blasse pockennarbige Gesichter, ganz anders als das gemeine Volk, kurz geschorene und vor Muskeln platzende T-Shirts, eingehakt bei hochhackigen, knapp unter den Achseln getragenen Designertaschen. Unter den Tuchhallen, fuhr Lothar fort, gebe es weitläufige Magazine, Unterwelten, in denen sich die zartfühlenden Dichter mit den unentbehrlichen Requisiten eindecken könnten – Schiebermützen, Mäntel

aus Schurwolle, Schreibzeug und Quarthefte, Schablonen für unwahrscheinliche Dreitagebärte, silberne Zigarettenetuis und Absinthflaschen. Für diejenigen unter ihnen, denen die Schauspielerei keine zweite Natur sei, gäbe es einen Schnellkurs zum Saisonwechsel, der anfangs umsonst angeboten, wegen der überwältigenden Inanspruchnahme der vergangenen Jahre jedoch mittlerweile nur gegen ein paar Groszy (»Groschen«) besucht werden könne. Regel Nummer eins, so Lothar, sei, den Blick immer auf vor einem liegendes Papier zu richten. Wer dazu neige, den Blick zu heben, der solle keine anderen Menschen direkt fokussieren, sondern teilnahmslos in die Leere starren wie beim Gesellschaftstanz. Regel Nummer zwei hatte ich schon selbst verinnerlicht: Wenn dich jemand fragen sollte, was du schreibst, antworte immer ausweichend, führe die Schönheit der Stadt an, das explodierende Frühlingserwachen nach einem strengen Winter, erzähle ausschweifend von Jamben und Trochäen, und ganz wichtig: Schimpfe über Warschau, diese Stadt, ach was, zufälliges Konglomerat von lieblos gemauerten Mietskasernen und ein paar Dutzend offiziellen Stellen, hat keine Kultur, herrje! Auf diese Weise, meine Liebe, können Sie Ihr gelocktes Köpfchen elegant aus der Schlinge ziehen, verspach Lothar ... Wie nach unserem letzten Treffen, als Quinkenstein und ich, beschwipst den Heimweg antraten, zu Fuß, der Himmel weiß warum, anderthalb Stunden an der Hauptstraße entlang, auf der uns zu dieser Nachtstunde ausschließlich Trucks auf ihrem Weg nach Katowice den Ruß um die Nasen bliesen, ich bald meine hochhackigen Schuhe in die Hand nahm und barfuß ging und mich irgendwann an einem Maschendrahtzaun wiederfand, wo ich erfolglos versuchte, die Verschraubung eines Straßenschildes zu lockern und dann ansetzte, darauf ein wehmütiges Sonett zu schreiben, und Quinkenstein, der Weitsichtige, währenddessen generös Schmiere stand – er war in der kleinen deutschen Gemeinde Krakóws berühmt dafür, daß er ohne große Anstrengung um die Ecke gucken konnte. Wir gerieten dennoch in die Fänge wenn nicht der Gemeindecabinier, so doch der Angestellten des privaten Sicherheitsdienstes. Was macht ihr da, Milchgesichter, brüllte uns ein Zweimetermann an, der einen riesigen Scheinwerfer auf uns richtete. Jamben und Trochäen, brachte es stotternd aus mir hervor. (Seltsamerweise konnte ich für einen Augenblick Polnisch verstehen und sogar fließend sprechen. Ein nie wiederkehrendes Wunder!). Der Mann musterte uns, strahlte mit dem Scheinwerfer abermals in unsere Gesichter. Ob es meine Antwort war oder Lothars zusätzlich generös spendierte Zloty, die den Wachmann schließlich von unserer Unschuld überzeugten, ist im nachhinein nicht mehr auszumachen.

Aber nicht nur die Dichter, sagt Quinkenstein, auch die Klezmerjuden, die am Markplatz aufspielten, die Komparsen, Maskentänzer und Drachen, die sich anböten, Besucher der Stadt einhändig in den Krakauer Himmel zu heben und sich dabei fotografieren zu lassen. Alle werden sie bezahlt vom Unterministerium für Tourismus. Er sei 1990 zum ersten Mal hier gewesen, sagt Lothar, da habe es noch keinen einzigen öffentlich sichtbaren Dichter gegeben, da hätten im Café Singer noch die Schneiderinnen an den surrenden Nähmaschinen gegessen. Da war Polen noch Polen, der Papst der einzige bezahlte Mime und in der Wisła, ehemals Weichsel, dümpelten die Schiffswracks. Als ich Quinkensteins Ausführungen zum ersten Mal vernahm, der charmante Quinkenstein, der aus dem

Brustton der Überzeugung sprach, war ich neu in der Stadt und geneigt, ihm jedes einzelne Wort ungeprüft zu glauben. Von Anfang an herrschte zwischen uns eine unausgesprochene Hierarchie, nicht nur, weil Quinkenstein ein wenig älter war und es mir (auch ich habe eine Schule für höhere Töchter besucht) nicht anstand, das »Sie« gegen eine vertraulichere Anrede zu tauschen, auch weil Quinkenstein, anders als ich, des Polnischen in seinen Variationen durchaus mächtig war. Wo er eine Sprachschwelle leichtfüßig überschritt, rannte ich mit dem Kopf gegen eine Wand. Während ich meinen angeschlagenen Schädel zwischen beiden Händen hielt, parlierte Quinkenstein ohne Fehl und Tadel in einem ebenso distinktierten wie taubenhaft gurrenden Pozaner (»Posener«) Zungenschlag mit Putzfrauen und Polizisten, Päderasten und Priestern. Mir bereitete schon der Gedanke, an einer vorstädtischen Wursttheke 100 Gramm feinen Kochschinken bestellen zu müssen, Schweißausbrüche. Die fremde Sprache hat mich zur Vegetarierin gemacht, keine innerliche Überzeugung. Äpfel und Birnen liegen immer in der Auslage zur Selbstbedienung aus, du mußt niemandem mit einem durch die Luft schneidenden Messer Rede und Antwort stehen. Doch das ist eine andere Geschichte.

Heute weiß ich, daß Lothars Gedanke nicht auf alle, die schreiben, zutrifft. Ich habe Darek Fox kennengelernt, ein echter Krakauer Dichter, humorvoll und, wo man ihn trifft, von Groupies umringt. Dennoch hält er einen Oberschenkel frei, damit sich sein Ameisichen draufsetzen kann, meine liebste Ameisichen, so nennt er mich. Fox, der in einem seiner besten Gedichte »Postfeminism« auf »Fantasma« und »Volkswagen« auf »Virginia Woolf« reimt, einer, gegen den Lothar und ich nur Komparsen sind, ausgehalten von einer deutsch-polnischen Stiftung, die sich den Kulturaustausch auf die verlotterten Fahnen geschrieben und bislang doch nur einsame Herzen über die Grenzen geschmuggelt hat. Doch auch das ist eine andere Geschichte.

»Spinat: Der Besen des Magens. Man vergesse nie, den berühmten Satz von Prudhomme zu zitieren: Ich mag ihn nicht, und das ist mir ganz angenehm, denn gefiele er mir, so würde ich ihn essen, und ich kann ihn nicht leiden.« (Gustave Flaubert, Wörterbuch der Gemeinplätze, München 1968, S.142)

Leider kann ich dem Leser nun nicht ersparen, mit mir nach den semiotischen und semantischen, mithin rhetorischen Strukturen der Krokodilschlußparadoxie zu fahnden, wovor ich mich, da es mir seit Wochen unmöglich ist, auch nur einen komplizierten Gedanken zu denken, bislang erfolgreich gedrückt habe.

Erstens handelt es sich bei dem Dilemma um einen Zirkelschluß, da mit der Prämisse, die Wahrheit zu sagen, die Voraussetzung direkt mit der Folge verknüpft ist, was bedeutet, daß umgekehrt die Folge wiederum unmittelbar von der vorher getätigten Aussage abhängig ist. Das, was erst eines Beweises bedürfte, wird als selbstverständlich vorausgesetzt: In dem Substantiv »Wahrheit« wird quasi ein Begriff von Sein unterstellt, der (noch) gar nicht ist: Denk- und Realmögliches fallen in der Rede in eins, obgleich sie logisch das nicht tun. Es handelt sich also um eine selffulfilling prophecy, um eine tautologische Struktur mit mindestens logischen Status, ähnlich der Bemerkung, die oben Flaubert über den Spinat

Von meinem Freund Lothar Quinkenstein stammt auch die leidige Einsicht, daß es sich bei den Krakauer Ärzten zwar nicht um Komparsen, doch aber um mit äußerster Vorsicht zu genießende Zeitgenossen handelt. Quinkenstein, der in Gesundheitsdingen zur Vorsicht neigte, das polnische Leitungswasser nur nach dem Durchlauf durch ein aufwendiges Filterungssystem zu sich nahm und sich Schwarzbrot und Wurst- und Käseaufschnitt im Expreßversand aus Deutschland kommen ließ, mußte dennoch eines Tages auf ihre Dienste zurückgreifen. Ein stechender Schmerz im Unterleib trieb ihn in ihre Hände. Ich begleitete ihn zu Dr. Tobias Melanowski, einem Internisten, der, uns als Koryphäe empfohlen, eine Praxis in der Nähe des Rynek unterhielt. Durch ein Labyrinth von Hinterhöfen gelangten wir schließlich in einen äußerst schmalen und feuchten – allem Anschein von Schimmel befallenen – Flur, wo man uns zuerst und ohne Gegenleistung 60 Złoty abknöpfte und dann bat, auf kotzgrünen Klappstühlen Platz zu nehmen. Nach einer Weile öffnete sich eine Tür, und ein kleines, glatzköpfiges Männlein erschien. Ein Dr. Melanowski sei ihm in keiner Weise bekannt, sagte das Männlein und wollte uns umgehend wieder wegschicken. Wir verwiesen abwechselnd auf den Zahlschein und Lothars Unterleib, der die Geste mit einem theatralischen Gewimmer eindrucksvoll untermalte, bis das Männlein ein Einsehen hatte und uns in das winzige Sprechzimmer hineinbugisierte und sich dabei – obwohl wir unseren Blick von ihm nicht abwandten – auf wundersame Weise selbst in Luft auflöste. Bald tauchte ein ebenso kleines Männlein unangekündigt auf, das wir zuerst für dasselbe hielten, das sich dann aber als Dr. Melanowski herausstellte und uns auf Deutsch fragte: Wo drückt denn der Schuh? Hier, sagte Quinkenstein und wies fast schon ungeduldig auf seinen Bauch. Das haben wir gleich, sagte das Männlein, machen Sie sich's nur bequem auf der Krankenliege. Und schlüpfte gleichzeitig behende in einen Arztkittel, von denen an einer Ecke

des Raums gleich fünf auf einer Stange hingen, jeder mit einem anderen Namen versehen. Allem Anschein nach handelte es sich hier um eine Gemeinschaftspraxis. Nachdem Quinkenstein ausgiebig abgetastet worden war und dabei ein paarmal aufschreien mußte (Tut es hier weh? Ja. Hier? Ja. Und hier? Au, ja, verdammt), stand die Diagnose fest: eine nicht auf die leichte Schulter zu nehmende Nierenkolik. Dagegen, sagte der Doktor, hilft nur: viel trinken, eine Woche lang ausschließlich Wasser und Bier und ab und zu ein Zäpfchen. Ein Zäpfchen, fragte Quinkenstein ungläubig – eine derartige Behandlungsmethode kannte er nur aus Kindertagen. Der Doktor nahm das Blatt, das eigentlich für die Abrechnung mit der Krankenkasse vorgesehen war, und zeichnete einen länglichen Gegenstand, der an ein Kondom erinnerte, und ein menschliches Hinterteil im Querschnitt. Da muß das rein, sagte der Doktor wieder auf Deutsch und verdeutlichte seine Anweisung mit einem Pfeil. Dann ließ er Lothar noch mal 60 Złoty bezahlen und führte uns freundlich, aber bestimmt zur Tür, die Hand reichte er weder Lothar noch mir zum Abschied. Wir hatten kaum die Schwelle überschritten, da spürten wir schon einen eiskalten Luftzug im Nacken.

Ich bin Agnostiker, war das erste, was Quinkenstein sagte, als wir uns wieder auf der Straße befanden. Ich glaube weder an die Wirkung von Zäpfchen noch an die Schädlichkeit von Filterzigaretten. Quinkenstein stand in den folgenden Wochen seine Wasser- und Bier-Diät tapfer durch und erholte sich, ob er auch die Zäpfchen wie vorgeschrieben einnahm, habe ich ihn nie gefragt, ich vermute, er tat es, rein aus Verlegenheit seinem Badspiegel gegenüber, nicht.

Als Quinkenstein schon längst nach Deutschland zurückgekehrt war, verschlug es mich eines Abends aus Zufall wieder ins Café Dym. Am Tresen standen wie immer die Briten, auf der Galerie

Wenn dich jemand fragen sollte, was du schreibst, antworte immer ausweichend, führe die Schönheit der Stadt an, das explodierende Frühlingserwachen nach einem strengen Winter, erzähle ausschweifend von Jamben und Trochäen, und ganz wichtig: Schimpfe über Warschau.

saß ein Junge, den ich vor Wochen noch mit einer jungen Frau gesehen hatte, der Tisch hinter der Tür war bereits besetzt. Ich stellte mich zu den Briten, ließ mich auf einen Wodka einladen und machte neue Freunde (Ich weiß wirklich nicht, über was wir uns unterhielten, aber es tat so gut, mal bedingungslos mit Unbekannten ins Gespräch zu kommen – ich glaube ich hatte meine Haare an dem Tag weder gewaschen noch gekämmt.) Ich dachte, irgendwann mußt du aufhören, traurig zu sein. Lothar kommt nicht wieder. Lothar schreibt nicht. Für Lothar warst du nur eine Weggefährtin, jemand, dessen Telefonnummer man auf den hintersten Seiten des Kalenders vermerkt, Seiten, die man herausreißt, wenn man ein Stück Papier braucht, um im Schein einer flackernden Kerze ein Gedicht zu schreiben.

(Bleibt nachzutragen, daß der hier neben mir sitzende leibhaftige, mein liebster Freund Lothar, nichts, aber rein gar nichts mit dem Quinkenstein dieser Geschichte zu tun hat.)

Für Wissen und Fortschritt ♦ Von Reinhard Jellen

Über den berühmten Krokodilschluß (3)



gemacht hat (wobei ich mir, by the way, nicht sicher bin, ob hinter dem Witz nicht doch die wissenschaftliche Begründung des Rassismus steckt). Nach dieser Auffassung hätten also sowohl das Krokodil und die Mutter recht und beide wären in ein unauflösliches Dilemma geraten.

Andererseits glaube ich als Leberkäsemmel-Hegelianer männlich intuitiv erahnen zu dürfen, daß die Mutter, hätte sie behauptet, das Krokodil würde ihr

das Kind zurückgeben, argumentativ dem grausen Reptil in die Hand gespielt hätte (überdies meine ich weiter, dies irgendwo gelesen zu haben, konnte aber weder bei Hegel, noch Gomperz, noch Holz etwas dazu finden. Offensichtlich also handelt es sich um eine Gedächtnisstörung, bei der man denkt, sich an etwas erinnern zu können, was nie stattgefunden hat und unter dem medizinischen Terminus Paramnese bekannt ist): Da die Wahrheit sowohl der

Erweis des Wahren und des Falschen, des Positiven wie des Negativen ist, die Wahrheit also sogar auf ihr Gegenteil übergreift (außer bei Dingen, die so falsch sind, daß nicht einmal das Gegenteil davon stimmt), hätte die Mutter mit der eindeutigen und positiven Aussage im obigen Sinne ein logisches Dilemma ausgelöst, in dem beide Seiten Recht haben, und die Chancen auf die Rückerlangung des Kleinen wären gering gewesen.

Mit der negativen Aussage jedoch, das Krokodil werde ihr das Kind nicht zurückgeben, bringt sie es in Zugzwang: Denn stimmt die Aussage, muß das Krokodil dieses zurückgeben und ist das Gegenteil davon wahr.

Im Falle der positiven Aussage wiederholt sich also die Wahrheit, läßt aber auch die gegenteilige Position gleichrangig gelten, bei der negativen Aussage aber sitzt die Wahrheit einmal vorne und einmal hinten.

Was ist daraus für die Lohnabhängigen zu lernen? Alles! Nicht aus den Worten, sondern vielmehr aus sich selbst sind die Dinge zu ergründen. Man muß das Negative auszusprechen wagen und das Schlimmste verhindern. Und als allererstes muß man überhaupt etwas wagen! Oder wie sich Tony Parsons unlängst über die englischen Bankster äußerte: »Ich weiß ja, daß es nichts an den Tatsachen ändern würde, wenn wir ihre Köpfe vor der Nationalbank aufspießen. Aber wir sollten es trotzdem tun. Vielleicht würden wir uns nachher besser fühlen.«

Man muß das Negative auszusprechen wagen und das Schlimmste verhindern. Und als allererstes muß man überhaupt etwas wagen!

Unter den Einsendern des richtigen Lösungsworts bis Mittwoch, 25. März 2009, an

junge Welt,
Torstraße 6,
10119 Berlin,
E-Mail:
redaktion@jungewelt.de

verlosen wir zweimal die DVD »Im Land der Adler und der Kreuze – Bilder aus der deutschen Geschichte«

Das Buch »Vergessene Proteste – Internationalismus und Antirassismus 1964–1983« haben gewonnen: Michael Fuchs aus Berlin und Christian Rennhack aus Halle/S.

pflanzliche Speise	▽	▽	Dreiergangsgruppe	▽	Badegefäß	nicht über	▽	Niveaunterschied, Neigung	▽	Zuckerrohrschnaps	großes Getue	▽	▽	ein Schnellzug (Abk.)	nördl. Kykladeninsel	welt abseits, fernab	▽	träge und zeitraubend	▽	Gemüsepflanze	▽	schädlicher Stoff	kleine Entschädigung		
Bogengang	▷							volljährig	▷									Bewohner eines Erdteils	▷						
Hüne	▷					Fremdwortteil: halb		Transportmenge	▷					bestrafen		Tonwarenhersteller	▷								
englisch: nach, zu	▷		Unterkörperteil		Gewürzkorn	▷					elektronischer Fühler		großer kasachischer See	▷					erfolgreiches Lied	▷		streng vertraulich			
aufgeschlossenen		Nagetier	▷					amerikanischer Erfinder, † 1931		stärkt gegen Merkel	▷				9				polit. Interessenvertretung		Initialen der Sabatini	▷			
Griff an Eimern		Goldschmiedetechnik		Gletscherstein	▷			Geist in der nord. Mythologie	▷			kurz für: an das	▷			Firmenzeichen		Postsendung	▷						
						gleichsam				Kajak		zementartiger Baustoff	▷	11				Theaterstück (ugs.)		äthiopische Getreidepflanze	▷				
Körperstellung	▷					5	große Rosine	Großstadt am Rhein	▷							geistig, gedanklich		keimfrei	▷			1			
eine Lagebezeichnung			7	Spaltwerkzeug	▷		ein Gebiet betreffend		▷		Nebenmeer des Atlantiks		letzter Aztekenkönig	▷											
Unterarmknochen (Mz.)	▷			westafrikanischer Staat	▷			Wüste in Nordafrika	▷	Tröstlosigkeit	▷					französisch: ja		unterschwellig		angepflanzte Blumenfläche	▷		bibliischer König		
eine Geliebte des Zeus	▷		eine Hansestadt		Zeichen in Psalmen	▷		Mutter der Nibelungenkönige	▷			Hauptstadt der Algarve				Meeresfisch	▷					10			
obwohl	▷	ein Laubbaum	Körperader	▷						Brücke in Venedig		letzter König von Ägypten	▷						13	auf etwas hinweisend		Flächenmaß			
					US-Schriftsteller, † 1849	▷		norwegische Hauptstadt	▷	Warenstell										dort			griechische Unheilsgöttin	unbestimmt	helles englisches Bier
besitzanzeigendes Fürwort					Kürbisgewächs				8			Naturwissenschaft		Brillenhülle	▷								Vorname der Gardner †		
hinweisendes Fürwort	▷						Geldsumme	ein Insekt	▷				Kirgisenzeitlager	▷										4	
vorausgesetzt, falls	▷	König von Polen † 1370		weibl. Adligenbedienstete	▷			Zeitungsbzugsart (Kw.)	▷		Anwesend!		Männerkurzname	▷											
Regierungsmannschaft	▷							Herrscher-sitz	▷	afrikanische Getreidesorte	▷					in El Salvador erfolgreich		persönliches Fürwort							
Feuerwerkskörper			Silberlöwe		dicht daneben	▷		orient. Gedichtsammlung	▷					Wallfahrtsort auf Kreta	▷										
sich umsehen	▷		löchrig, durchlässig	▷				röm. Rechtsauf-fassung	▷	15	Bierhersteller	▷													
richtig vermuten	▷		Land im Chaos	▷				französisches Adelsprädikat	▷	ehrenhaft, korrekt	▷		kurz für: in das	▷		europ. Welt-raumorg. (Abk.)	▷								

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----

VEGETITPKUEF
INHABER RUMAENIEN DAUER
STORE UASTRA TBALANCE
AET TENNO KPATE ECKP
WKEBABS SACHLAGE HOR
FASAN RBUSH PRO AZEBRA
RPHOERSAAL AABTUNKE
ENDURO POE KASIAT FPAS
DOTTER KLEISE KSUTANE
KALT RMAGER TBEETHOVEN
TCLEGATDIRRE LARIT
EHREN LKANDIERT BTARA
IEN FADE HYDLSIMENON
MAULWURFLAITELIHT
STOAROI BALAINNEL
BASEL SWELLE DAKUT WEH
SHASSEL TWASSERWAAGE
STELLE HRAKI IBNAUTOR
MOORB SERENADE
RSERA EPERDS
PANORAMA ODIAET
PAULUS UKRIEGC
RSV DEMUTMSKI
ASENILNKIMONO
ODEON OEGGALA
OKINDERFILM EMS
EXPORTE LUSTSPIEL

GRUNDSICHERUNGSGESETZ

Toula erzählt ihrer Tante, daß Ian Vegetarier ist. »Gut, dann mache ich Lamm für ihn«, lautet die verständnisvolle Antwort

In »My Big Fat Greek Wedding – Hochzeit auf Griechisch« (USA/Kanada 2002) von Joel Zwick verliebt sich Toula Portokalos in Ian Miller, was erst einmal ein Problem darstellt, weil Toulas Familie aus Griechenland kommt und nur griechische Jungs akzeptiert. Da die Liebe zwischen dem US-Amerikaner und der US-Amerikanerin griechischer Herkunft aber so dermaßen groß ist, versetzt sie nicht nur Berge, sondern bringt auch Toulas Eltern zur Einsicht. Zu guter Letzt dürfen die beiden doch heiraten und ein halb-griechisches Kind zeugen. Bis es dazu kommt, muß viel gegessen werden. Erstens besitzt die Familie von Toula ein Restaurant. Zweitens stehen griechische Frauen sowieso den ganzen Tag am Herd. Jedenfalls suggeriert das der Film. »Meine Mutter kochte für uns unentwegt irgendwelche Sachen«, erzählt Toula. »Gefüllt mit Güte und Weisheit. Dazu gab es täglich frisch geschürte Schuldgefühle.« Später beklagt sich Toula bei ihrem Zukünftigen, daß man in griechischen Familien nie eine ruhige Minute für sich hat, weil immer



alle zusammenhocken und »essen, essen, essen.« Tatsächlich wird aufgetischt ohne Ende. Ein riesiges Buffet gibt es schon zur Verlobung, dann werden Ians Eltern zu Toulas Eltern eingeladen (viel Fleisch am Spieß, viel Kartoffeln und viel Ouzo), später die Hochzeit (mindestens 15 Gänge) und einmal dinieren Toula und Ian auch bei dessen Eltern (wo ein gekaufter Käse-

pol & pott ♦ Von Ina Bösecke

Anoghia-Lamm

kuchen als Dessert auf den Tisch kommt). Essen muß man bei den Griechen immer, auch wenn man gar nicht möchte. »Ian, hast du Hunger?« fragt Toulas Mutter ihren zukünftigen Schwiegersohn. »Nein danke, ich habe schon gegessen«, antwortet der. Toulas Mutter nickt, geht in die Küche und fängt an zu kochen. Ein anderer Fall von perfekter Kommunikation: Toula erzählt ihrer Tante, daß Ian Vegetarier ist. »Gut, dann mache ich Lamm für ihn«, lautet die verständnisvolle Antwort. Lammfleisch ist in Toulas Familie übrigens besonders wichtig. Das gibt es fast immer und erst recht zu Weihnachten. Als Ian wissen möchte, ob es mit Minzsauce serviert wird, verdreht Toula die Augen und berichtet vom heiligen Fest in ihrem Elternhaus: »Wir sind Griechen, verstehst du? Das heißt, mein Vater und meine Onkels streiten darum, wer das Lammhirn

bekommt. Und dann spießt Tante Hula den Augapfel auf und jagt mir hinterher, weil sie will, daß ich ihn esse. Angeblich macht das klug.« Anoghia-Lamm: Eine Lammrippe mit einem Messer in Koteletts unterteilen. Die Koteletts salzen und pfeffern, auf einem Rost bei 200 Grad etwa 20 Minuten garen. Den Bratensud in einem Teller auffangen und beiseite stellen. Einen Fleischbrühwürfel in einem Topf Wasser auflösen und aufkochen. 500 g Spaghetti hineingeben, fünf bis acht Minuten kochen, abgießen. Mehrere Salbeiblätter mit viel EL Butter in einer Pfanne erhitzen und herausnehmen. Die Spaghetti in die Pfanne geben und mit der zerlassenen Butter verrühren. Den Bratensud mit etwas Wasser erhitzen. In etwas Wasser aufgelöste Speisestärke (ein EL), ein Zweig Thymian und drei EL Lammfett oder Schmalz unterrühren, einmal aufkochen lassen, salzen und pfeffern. Den Saft einer Zitrone auf die Koteletts träufeln. Diese mit den Spaghetti auf einem Teller anrichten. Etwas Ziegenkäse über die Spaghetti reiben, mit der Sauce beträufeln und mit Salbeiblättern garnieren.